Gletschertische

Autor(en): **H.G.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 21

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639041

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

einem ständigen Krieg miteinander leben. Außerdem sind sämtliche deutschen Haustiere vertreten, von der Katze bis zum Zwerghuhn, die alle friedlich wie im Paradiese in dem kiefernumsäumten Miniaturzoo von Neubabelsberg hausen, jederzeit bereit, vor dem Kurbelkasten Proben ihres Talents abzulegen. —

Alles, was wir bisher gesehen haben, ist aber nur Mittel zum Zweck, denn das eigentliche Entstehungsfeld der leinwandbeherrschenden Filme sind natürlich die Ateliers und Aufnahmegelände. Außer den zwei vorhandenen Ateliers sind noch zwei weitere im Bau begriffen, und zwar ein großes, das durch schalldichte Schotten in vier kleine zerlegt werden kann, und ein kleines für Trickaufnahmen. Spazieren wir nun endlich durch die groß angelegten Filmgelände, auf denen noch die stattlichen Reste der letzten Großfilme stehen, wie zum Beispiel das imposante Luxushotel aus dem „Letzten Mann" mit seiner breiten, asphaltierten Geschäftsstraße, die heute verödet daliegt und allmählich den Witterungseinflüssen nachgibt. Leer grinsen uns die jetzt glaslosen Fensteröffnungen an, und hie und da hat sich ein Stück Mauerwerk losgelöst, um mitleidlos das dürre Holzgerippe der kaschierten Filmbauten zu enthüllen. Gut erhalten ist noch die majestätische Burg aus „Chronik von Grieshuus", die vom Katzenkopfpflaster bis zum Moos auf den Dächern ein äußerst stilechtes Bild aus jener romantischen Zeit bietet. Allerdings ist der Burggraben nur eine Spanne tief, aber das sieht man ja im Film nicht. Auch die alte Heidekirche steht noch, nur der vor ihr liegende Friedhof ist schon halb verfallen, und man sieht, daß er nur aus einer kaschierten Oberfläche besteht, die auf einem Lattengerüst liegt, während die Heidekirche auf Pfählen erbaut ist. Noch steht die kleine russische Straße mit dem Kastell im Hintergrund, dessen Oberteil bei der Revolution zerschossen wurde, Erinnerungen an den neuen Ufa-Film „Die Prinzessin und der Geiger". Noch sieht man das große Rad und die Schaubuden des Rummelplatzes aus dem Janningsfilm „Variété", ja sogar der Korsarenpalast aus „Pietro, der Korsar" steht noch da, denn er wird noch heute verwendet, allerdings nur im Innern, wo Fritz Lang seine Katakomben für „Metropolis" einrichten ließ. Dicht dabei entsteht inzwischen die Kathedrale und die Hauptstraße der Zukunftsstadt Metropolis, die den Schauplatz für den gleichnamigen Film abgeben wird. Die Straße ist nur zur Hälfte in natürlicher Größe erbaut, denn der Rest wird mit Hilfe des Schüftanschen Spiegelverfahrens durch kleine Miniaturdekorationen vorgetäuscht. Wir sehen auch dicht dabei eine solche Miniaturlandschaft, die ein Tal und eine winzige Eisenbahnbrücke darstellt von höchstens einem Meter Höhe. Doch durch das neue Spiegelverfahren wird es ermöglicht, daß eine Menge ausgewachsener Menschen über diese Spielzeugbrücke laufen können, eine Erfindung, die viel Baumaterial erspart. —

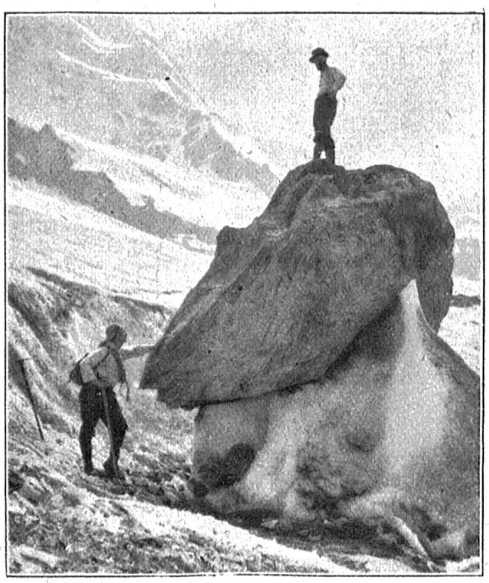
Manche interessante Täuschung enthüllen uns die Photos, die während und vor den Filmaufnahmen gemacht wurden. Wir sehen die Ankunft des Korsarenschiffes, wie sie der Kameramann aufnimmt. Nur der Vorderteil mit Hauptmast ist gebaut, ebenso wie der steinerne Torbogen nur „fürs Auge" hergerichtet ist, denn die indiskrete Platte enthüllt die Gerüste und Schienen für das Schiff. Auch die historische Kranzlerecke aus „Mein Leopold", die im Film so interessant aussieht, verliert bedenklich an Reiz, wenn uns das Photo die prosaische Umgebung während der Aufnahme zeigt. Und trotzdem liegt ein eigener Zauber in den Täuschungen, die der Filmregisseur anwendet, um auf der Leinwand die nötige Illusion zu erzeugen."

Sinnspruch.

Willst du kommen in die Mode,
Mach dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
Die andern schweigen dich zu Tode. (H. Leuthold.)

Gletschertische.

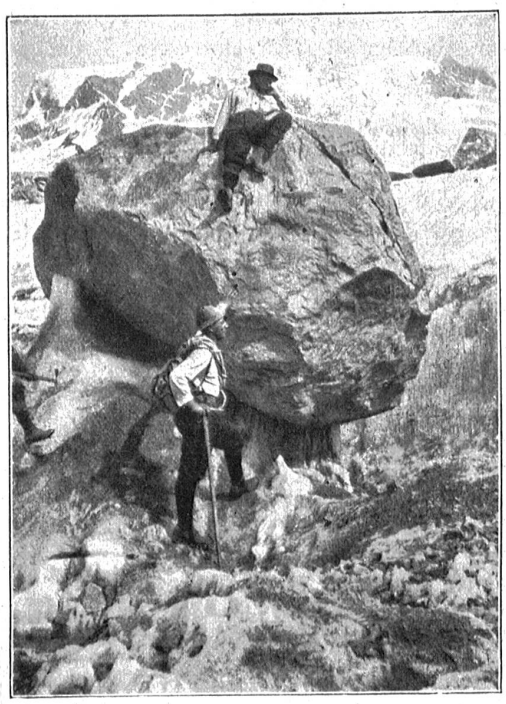
Zum Interessantesten und Anziehendsten, was uns die Hochalpen bieten können, gehören die Gletscher, diese starren Eisströme, die seit Jahrtausenden mithelfen am Umformen unserer Erdoberfläche und zudem für unsere Berggewässer riesenhafte Wasserreservoirs darstellen. Welcher Bergfreund hätte nicht schon mit höchster Bewunderung einen Gletscher traversiert und dabei all die mannigfaltigen Begleiterscheinungen, die ein Gletscher uns bietet, beobachtet, studiert und photographiert! Wir möchten unsere Leser nur erinnern an die interessanten Formen der Gletscherspalten, mit den wundervollen Färbungen des zerklafften Gletschereises, den trügerischen Schneebrücken, ferner an die Riesenschuttwälle der Moränen, die Gletscherstürze und -brüche mit den gigantischen Eistürmen, die Séracs, an das Gletschertor, die Geburtsstätte des milchiggrau hervorquellenden Gletscherbaches, an Gletschermühlen und schließlich an Gletschertische, die wir noch besonders ins Auge fassen möchten. Von weitem erscheint der Gletschertisch dem Bergsteiger wie ein Riesenpilz, der in vielen Ausmaßen, vom kleinen Gletschertischlein, das kaum fußhoch ist, bis zum gewaltigen Gebilde bis zu 5 Meter Höhe gefunden werden kann. Immer aber ist es eine Eissäule, die auf ihrer Spitze einen Eisblock trägt. Ueber die Entstehung der Gletschertische ist man längst im klaren. Unter der Einwirkung der Luft, der Sonnenstrahlen, des Regens, des Schmelzwassers taut das Oberflächeneis des Gletschers und schmilzt ab. Wir nennen das lateinisch Ablation, was Abwaschung heißt. Dadurch wird die Oberfläche des Gletschers erniedrigt, und dies um so mehr, je besser die abwaschenden und schmelzenden Kräfte zum Eis Zutritt haben. Ist nun ein Felsblock von einem Seitenhang auf den Gletscher herabgestürzt, so wird das darunter liegende Eis geschützt, während die unbedeckte, schuttfreie Umgebung langsam sinkt, das heißt, abgeschmolzen wird. So kommt es, daß der Steinblock scheinbar aus dem Gletscher herauswächst. Je höher sich aber die Eissäule, die ihn trägt, erhebt, desto mehr ist sie nun auch der Luft und der Sonne, der Ablation ausgesetzt. Sie wird durch Abschmelzen immer dünner und schwächer, bis sie endlich nicht mehr imstande ist, die Last des Steines zu tragen. So sieht man auf vielen Gletschern neben den guterhaltenen Gletscher-



Gletschertisch I.

tischen auch etwa Strünke mit abgerutschten Felsblöcken. Als ganz ähnliche Erscheinung kann das Entstehen der hohen Moränewälle betrachtet werden. Es sind dies oft riesen-

hafte Komplexe zahlreicher verwachsener Gletschertischpfeiler, auf denen all das große und kleine Geschiebe der Moräne lagert und den Eiswall schützt vor der Abschmelzung. Der



Gletschertisch II.

durchschnittliche Betrag der jährlichen Abrasion in mittleren Gletscherhöhen ist 2—2,25 Meter. Wir möchten allen Lesern wünschen, einmal die prächtigen Gletschertische auf den Ober- und Unteraargletschern bewundern zu können.

Dr. H. G.

Onkel Harald.

Eine Pfingstgeschichte von Friedrich Alexander.

Das alte, vornehme Haus „Zur Sichel" sah nur einmal im Jahre eine größere Zahl von Gästen. Das war in den Pfingsttagen, wenn die Schönbergs ihren alljährlichen großen Familientag abhielten. Diese Schönberg-Tage waren eines der wenigen Ereignisse, die in das beschauliche Dämmerdasein der kleinen Bodenseestadt etwas Abwechslung, ja sogar Aufregung hineinzutragen vermochten. Zu beobachten, zu erörtern, welche Schönbergs kamen, welche nicht, welche Verschiebungen in der Struktur der Familie, Geburt, Heirat und Tod bewirkt hatten, das wurde für einige Zeit eine genießerisch ausgekostete Delikatesse.

Nun prangte der Garten, der sich zwischen Haus und Seeufer in der Größe eines Parkes dehnte, wieder in verschwenderischer Schönheit. Es war Pfingsten. Ueber weißbekieste Wege schritten Frauen in hellen, seidenen Kleidern. Vom Bootshaus her jauchzten die Stimmen der Jugend. Im tiefgrünen Dunkel einer Kastanie saßen die Männer, sprachen von Geschäft und Politik und rauchten.

Es war wie jedes Jahr. Nur daß ein Schönberg da war, „der Südamerikaner", der den letzten Familientag vor dreißig Jahren mitgemacht hatte. Nicht zu verwundern, daß er den offenen und geheimen Mittelpunkt der Tagung bildete. Nicht zu verwundern, daß die Gastgeberinnen und Herrinnen des Hauses „Zur Sichel" ihren Neffen Harald, der nun längst schon Onkel war und hieß, zum Redner an der abendlichen Festtafel bestimmt hatten.

Harald Schönberg klopfte an sein Glas, erhob sich mit leichter Verbeugung gegen die beiden alten Damen und begann:

„Meine lieben Tanten Ulrike und Klotilde! Mit besonderer Bewegung im Herzen danke ich euch im Namen derer, die zum Schönberg-Geschlechte gehören, für eure Pfingsteinladung. Inmitten so viel schöner, gesunder Jugend sehe ich, daß ich inzwischen auch ein alter Mann, eben der Onkel Harald, geworden bin. Da darf ich oder muß ich wohl aus meinem Leben erzählen!

Als wir vor dreißig Jahren in diesem Haus und Garten Pfingsten feiern wollten, da war die Stimmung nicht so harmonisch und froh wie heute. Damals war ich der tolle Harald. Das Semester in München hatte erst begonnen, da kam ich in der Vorpfingstwoche her — von Spielschulden gejagt. Ich beschwor die Eltern, die Tanten. Helft noch einmal! Ein letztes Mal! Aber ihr wolltet und konntet nicht mehr. Das war eine Schraube ohne Ende. Und da hieß es: rasch und unerbittlich Schluß machen. Ihr hattet recht! Für meine damaligen Anschauungen blieb mir nichts anderes übrig als die Kugel. Ich bereitete mich auch auf diese Lösung vor.

Hier über mir hängt das Bild von Tante Ilona. Das Bild ist gut. Sie war wirklich eine einzigartig schöne Frau. In jenen Tagen war sie meine schöne, junge Tante, und ich liebte sie, wie ein Jüngling eine schöne, reife Frau lieben kann. Sie suchte mich in meinem Zimmer auf. Ich fühlte, daß eine Entscheidung, eine Wendung nahte. Ja, Tante Ilona war noch eine Hoffnung. Stand sie meinem Herzen nicht näher als Mutter und Vater? Ich begann nochmals zu erklären, zu beschwören. Sie schnitt mir jedes Wort ab. „Setz dich!" sagte sie. „Unterschreibe diese Quittung. So. Hier ist das Geld. Zahle deine Schulden und fange — möglichst weit weg — ein neues Leben an. Arbeite, verdiene und gib mir die Summe bald wieder zurück — um deiner Ehre willen. Werde ein Mann, Harald!" Sie stand hinter mir und umfaßte mit ihren Händen meinen Kopf. „Mein Junge, es ist alles, was ich habe. Ich gebe es dir, weil du mich liebst und weil auch ich dich liebe, weil unsere Liebe ein seltenes, hohes Schicksal hätte werden können!"

Sie riß sich los. Ich habe sie nie wieder gesehen. Ich ging ohne Abschied. Aber ich habe ihren Glauben und ihre Liebe nicht enttäuscht. Ihr wißt es, ich bin ein Mann geworden und habe ihr über den Tod hinaus Treue gehalten.

Dies alles, meine Freunde, ist mir heute früh, als wir die Pfingstpredigt angehört haben, wieder lebendig geworden. Es ist so, wie unser verehrter Herr Pfarrer sagte, nicht unsere guten Vorsätze, Meinungen und Absichten machen uns zu Charakteren, zu Tatmenschen. Es muß eine Art Pfingstgeist über einen kommen. Ein starkes, heiliges Erlebnis muß innerlich umgestalten, antreiben und unwiderstehlich beherrschen. Der Geist wehet, wo er will. Sein Bote kann auch die geliebte Frau sein. Ich habe manchen Kampf zu kämpfen, manche Versuchung zu bestehen gehabt in der Einsamkeit der Fremde. Aber an allen Klippen vorbei hat mich der liebesstarke Glaube meiner Tante Ilona vorbeigeführt. Daß wir alle irgendwie und irgendwann ein solches Pfingsten erleben, darauf erhebe ich mein Glas!"

Brief aus Indien.

In indischen Landen, im April 1926.

Liebe Berner Woche!

Jaipur, im Dreieck westlich zwischen Delhi und Agra gelegen, ist wie ein rosenroter Liebesbrief, aufdringlich zuerst und mit dem starken Parfüm, den die Orientalen lieben.